

DIETRICH MÜHLBERG

Was heißt hier Arbeit?

Von der Arbeit war auf dem Kulturforum die Rede und die Veranstalterin hatte sich gedacht, vielleicht könnte dazu ein Kulturhistoriker etwas Einleitendes sagen. Obwohl die vorgeschlagene Überschrift mich in Verlegenheit brachte, habe ich sie akzeptiert. Man könnte sie berlinisch mit ironischem Unterton lesen: Was heißt hier Arbeit? und meint: wo isse denn jeblieben! Von der enormen Arbeitslosigkeit und den zukünftigen Chancen auf Arbeit wäre dann die Rede. Das halte ich eher für ein wirtschaftswissenschaftliches oder soziologisches Thema. Und dann ist selbstverständlich die Politik dafür zuständig – wenn sich auch nirgendwo ein durchsetzungsfähiges Konzept zu Überwindung der mißlichen Lage zeigt.

Man kann an der Frage »Was heißt hier Arbeit?« aber auch das »hier« betonen – was heißt hier, also: bei uns, in unserem Verständnis Arbeit? So käme man auf die Unterschiede zu anderen Regionen und zu früheren Zeiten, und bei solchem vergleichenden Interesse könnte auch ein Kulturwissenschaftler darüber mitdiskutieren, warum gerade wir uns kein Leben ohne Arbeit vorstellen oder wünschen mögen. Ist doch Arbeit die Mitte unseres Lebens und seine Grundlage – für den Lebensstandard ebenso wie für das Selbstwertgefühl.

Politiker reden von Kultur verschieden

Soll Arbeit solcherart als Sinnstiftung unseres Lebens, also in ihrer kulturellen Seite gesehen werden, muß ich auf dieser politischen Kulturveranstaltung mit Mißverständnissen rechnen. Deutsche Politiker und Parteien reden von Kultur auf verschiedene Weise und selten hat das was mit der Erwerbsarbeit zu tun, die fällt in andere Ressorts. Abgesehen von den ganz großen Gesten, mit denen hierzulande die Kultur angerufen wird, wenn es irgendwie um kulturelle Errungenschaften, um die eigentlichen menschlichen Werte, um jenes heilige Kulturgut geht, von dem sich Politik letzten Endes leiten lassen muß, ist die Kultur jenseits davon ein Ressort, für das die Kulturpolitiker zuständig sind. Da verleiht der Bundesinnenminister Filmpreise, auf der Landesebene dagegen steht die Ausstattung von Opernhäusern, Museen und Kirchen zur Debatte. Auf kommunaler Ebene geht es um die Alimentierung des kleineren Kunstbetriebs und der sogenannten Soziokultur. Das ist in keiner Partei ein gesuchtes Politikfeld, jedenfalls wird es von karrierebewußten Profis gemieden.

In einer dritten Bedeutung kommt Kultur ins Spiel, wenn in Parteibüros über Mitgliederschwind und Wählerpotential nach-

Dietrich Mühlberg – Jg. 1936,
Kulturwissenschaftler,
Berlin.

Arbeit um der Arbeit willen
ist gegen die Natur.
John Locke (1632-1704)

gedacht wird. Dann ist von Wertewandel und Lebensorientierungen, von kulturellen Milieus und Subkulturen usw. die Rede. Forschungsinstitute werden bemüht, die Veränderungen in der Alltagskultur so zu erforschen, daß das politische Marketing mit richtigen Angeboten reagieren kann. Diesem Interesse begegnen wir schubweise, meist ist es die erste Tat eines gekürten Wahlkampfleiters, ein Wickert-, sinus- oder polis-Institut zu beauftragen, weil Politiker heutzutage weder mit Bodenständigkeit noch mit Feeling die Erwartungen ihrer Klientel treffen können, sondern dazu analytisch den Wandel der Alltagskulturen und die Ausbildung kultureller Milieus verfolgen müssen. Ich muß nicht betonen, daß die Bewertung der Arbeitsmarktsituation durch die Wähler dabei eine der zentralen Fragen ist.

Um diese dritte Variante des politischen Kulturverständnisses dürfte es gehen, wenn auf dem heutigen Kulturforum gefragt wird, ob und wie ein Leben ohne Arbeit möglich wäre. Für mich ist das keine rhetorische Frage, deren Antwort getreu dem Luther-Wort schon feststeht, daß der Mensch eben zum Arbeiten geboren ist »wie der Vogel zum Fliegen«. Recht unklar ist die Zukunft der Erwerbsarbeit heutigen Typs, unklar auch, wie aktuelle Wandlungen der Arbeitswelt von den Betroffenen erfahren werden, wie sie darauf reagieren, welche Strategien sie dabei entwickeln und welches politische Handeln damit verbunden sein kann.

Wen das interessiert, der sollte sich auch mit den einschlägigen Traditionen deutscher Gesellschaften beschäftigen, ist doch Arbeit seit mehreren Jahrhunderten der strukturbestimmende Kern ihrer Kultur. Doch zuvor sei kurz angedeutet, unter welchen aktuellen Bedingungen wir heute hier über Arbeit reden.

Die offensichtliche Krise der Erwerbsarbeit

Der auf diesem Forum entfaltete Klärungsbedarf folgt aus einer prekären Situation jenseits kultureller Sphären. Allen gut bekannte ökonomische und politische Tatbestände beeinflussen unser aktuelles Verhältnis zur Arbeit.

Die arbeitsorientierten Ostdeutschen verschlug es in die westdeutsche Marktwirtschaft ausgerechnet in dem Moment, als dort die Arbeit schon deutlich knapper wurde und das arbeitsabhängige soziale Sicherungssystem seine Schwächen zu zeigen begann. Doch da sie ganz mit den radikalen Umstellungen im eigenen Lebensbereich beschäftigt waren und sind – 70 Prozent haben in den letzten sechs Jahren ihren Beruf gewechselt –, interessierten sie sich kaum für wirtschaftspolitische Debatten über Rationalisierungsschübe oder über die sogenannten ökonomischen Zwänge der Globalisierung und ihre sozialen Folgen. Sie hatten zwar beim Anschluß an den Westen den größeren Teil ihrer Besitzstände verloren, doch der Sozialstaat fing das ab, und da sie aus kleinen Verhältnissen kamen, waren sie es noch ganz zufrieden. Zwar sahen sie sich beim Aufrechnen ihrer Lebensleistung weit hinter ihren Brüdern und Schwestern im Westen veranschlagt und real plaziert, doch – Glück im Unglück – deren berechnete Ängste vor drohenden Verlusten müssen sie nun nicht mehr haben. Sie treten in die Verteilungs- und Besitzstandskämpfe mit anderen ökonomischen und kulturellen Voraussetzungen ein.

Soweit die Ost-West-Differenz in den Realien, doch auch über den Sinn von Arbeit dürfte unterschiedlich nachgedacht werden. Im Osten haben die weitgehende Deindustrialisierung, die scharfe Rationalisierung, die völlige Verdrängung der Funktionseliten, die Verarmung der öffentlichen Auftraggeber, die unfreiwilligen Versetzungen in den Vorruhestand, haben die offene und die verdeckte Arbeitslosigkeit das Bangen um den Arbeitsplatz zu einer traumatischen Massenerfahrung gemacht. Da zugleich die forcierte Leistungsgesellschaft propagiert wird, breitet sich bei anhaltendem Abschwung unter ihnen eher Ratlosigkeit aus. Verheißene Vollbeschäftigung liegt für sie in ebenso weiter Ferne wie einst kommunistische Paradiese: sie selbst wird es nicht mehr betreffen. Und auch die Zukunftsaussichten ihrer Kinder sehen mehr als 80 Prozent der Ostdeutschen als eher schlecht an (Leipziger Institut für Marktforschung). Sie haben sich anständig gezeigt, haben umgelernt, sich – wo nötig – dumm gestellt und sind größtenteils voller Tatendrang – doch sie spüren die Gefahr andauernder Deklassierung und verbinden sie mit der erfahrenen Entwertung ihres meist einzigen Besitzstandes: ihres Arbeitsvermögens.

Sechs Stunden sind genug für die Arbeit. Die anderen Stunden sagen zum Menschen: lebe!
Lukian (um 120-180 n.Chr.)

Abstiegsängste westdeutscher Mittelschichten sind ihnen fremd. Wenn sie davon hören, daß nun die Arbeitsgesellschaft am Ende sein soll, so klingt das für sie recht einleuchtend. Doch sie haben dabei kaum die Bilder vor Augen, wie sie westliche Autoren in den Darstellungen dieses sozialen und kulturellen Wandels zeichnen. Auch die Neigung zu Grundsatzdebatten über Arbeit und Leben ist in dieser Lage kaum anzutreffen – was soll das schon bringen? –, eher finden wir die praktische Absicht, alle Möglichkeiten zu nutzen und aus dieser Lage das Beste zu machen.

Für Westdeutsche sind Arbeitslosigkeit und Entwertung beruflicher Fähigkeiten durch Veränderungen der Arbeitswelt schon geläufiger, doch die damit verbundenen Wandlungen in der Sozialstruktur wurden bei ihnen noch kaum so deutlich wie in jenen anderen Ländern des Westens, in denen die Neoliberalen schon früher ungehindert den Ton angaben und eine soziale Differenzierung vorantrieben, wie wir sie im Film über die Suche nach dem Generaldirektor von General Motors gesehen haben. Man blickte wohl eher erstaunt auf amerikanische Verhältnisse. In den fetten Jahren und im Schutze der Mauer wurde die schleichende soziale Desintegration im eigenen Lande eher als eine »Pluralisierung der Lebenswelten« wahrgenommen. Solange für gut zwei Drittel die Welt ziemlich in Ordnung war, schien der Zug eher in eine Erlebnisgesellschaft abzugehen, in der die Risiken des eigenen Lebenslaufes den eigentlichen Kick abgeben. Als die Inbesitznahme des Ostens die schon erkalteten Überlegenheitsgefühle wieder anwärmte und vor allem Arbeit und Pfründe brachte, überdeckte auch dies noch einmal kurzfristig die Ökonomisierung der Politik, die inzwischen mit aller Härte weiter durchgesetzt werden soll.

Was in Ost und West vielleicht ähnlich besorgt (und in der PDS zuweilen unangemessen hämisch) gefragt wird: kann die Erwerbsarbeit auch in nächster Zukunft diese Gesellschaft und ihr soziales Sicherungssystem halbwegs stabil halten? Kann es wieder – und zu welchen Bedingungen – Vollbeschäftigung geben? Kann soziale Integration weiterhin über Erwerbsarbeit erfolgen? Was wäre zu tun, wenn auch zukünftig große Gruppen von Arbeitsfähigen für längere Zeit oder gar gänzlich außerhalb der traditionellen Erwerbsgesellschaft leben werden? Was geschieht, wenn sich demnächst auch die Familie nicht mehr als stabile soziale Reserve erweist, die den Rückzug des Staates aus der Vorsorge abzufangen vermag?

Wie wir mit solchen möglichen Situationen umgehen, das hängt auch von unserer kulturellen Prägung ab. Unserer kulturellen Tradition verdanken wir zwei gegensätzliche Orientierungshilfen unterschiedlicher Intensität: die starke Liebe zur Arbeit und den (merkwürdigerweise) viel schwächeren Hang zur Beschäftigung mit uns selbst und zum süßen Nichtstun. Wie es dazu kommen konnte, sollen einige Andeutungen zur Geschichte des Arbeitsbegriffs erhellen.

Zur Geschichte des Arbeitsbegriffs

Wenn Deutsche ankündigen, über Arbeit und Kultur reden zu wollen, ist Schlimmes zu befürchten. Handelt es sich doch dabei um ihre heiligsten und abstraktesten Begriffe, um die Zentralkategorien fast aller sozialer Lager und Bewegungen der jüngeren deut-

Viele kleine Leute, an vielen kleinen Orten, die viele Dinge tun, werden das Antlitz dieser Erde verändern.
Afrikanisches Sprichwort

schen Geschichte. In der Wertschätzung von Arbeit und Kultur sind sie allen anderen Völkern voraus, wie sie stolz meinen.

Aus der DDR-Geschichte ist bekannt, was alles zu Arbeit werden konnte, von der Partei- über die Pionier- bis zur Kulturarbeit. Der Anschluß an den Westen hat das Repertoire noch beträchtlich erweitert: Stadtteilarbeit, Trauerarbeit, Traumarbeit, Beziehungsarbeit, Konsensarbeit usw. Es gibt auch keinen in der Gesellschaft, der nicht irgendwie arbeitet und das auch für sich reklamiert. Fast alles kann inzwischen Gegenstand, Objekt von Arbeit werden, fast alles auch ihr Subjekt. Es gibt kaum noch die Möglichkeit zur Abgrenzung von Nichtarbeit – wahrscheinlich ist sie inzwischen auch zur Freizeitarbeit geworden. So entstand der Eindruck, als sei Arbeit eine Art anthropologischer Universalie.

Das hat einmal anders angefangen. In germanisch-bäuerlicher Tradition war mühseliges Arbeiten der selbstverständliche Alltag (wie danach und in allen bäuerlichen Gesellschaften). Die geschichtlich überkommenen Meldungen lassen noch nicht auf Arbeitsenthusiasmus und Leistungsfreude schließen. Bei den frühen Griechen war es der Bauerdichter Hesiod, der Achtung einfordernd, behauptete, Arbeit schände nicht, sie sei keine Schande. Er mußte offenbar schon Dünkel erfahren haben, den Aristoteles später theoretisch formuliert hat: Arbeit macht banausisch, sie deformiert den Menschen.

Nach den geläufigen Interpretationen jüdisch-christlicher Mythologie waren Arbeit und Kinds mühen die Strafen für den Vorwitz von Eva und Adam; offenbar war die Arbeit begründungspflichtig geworden. Auf Paulus geht das Bibel-Wort zurück »So jemand will nicht arbeiten, der soll auch nicht essen«. Eine Wendung gegen müßige Eliten oder die Ermahnung derjenigen Christen, die allein kontemplativ, in kultischer Versenkung das nahe Weltende erwarteten? Dies Wort ist später vielfältig benutzt worden und in der Neuzeit wendeten es sogar Arbeiter (mit stolzem Hinweis auf ihre Arbeitsleistung) gegen die Besitzenden: Die Müßiggänger schiebt beiseite, diese Welt soll unser sein! Nüchterner gesprochen: Wenn wir erst bestimmen, dann wird Arbeit zur freudigen Pflicht für alle!

In unserem Kulturkreis wurde das Thema »Leben ohne Arbeit?« wohl erstmals von Benedikt, dem Begründer des mittelalterlichen Mönchswesens, aufgeworfen und zugleich dauerhaft gültig behandelt. Er sprach nicht wie Paulus von Arbeit und Essen, sondern von Arbeit und Kultur. Seine bekannte Grundformel von 527 lautet: ora et labora. Die Betonung lag auf dem Und. Für ihn hieß das: außerdem und zusammen. Denn nach dem Ende des Römischen Reiches sollten die vielen Bindungslosen, sollten umherschweifende Mönche, die sich allein betend auf die ewige Seligkeit vorbereiteten, in das irdische Feudalsystem ortsfest integriert werden und eben auch arbeiten. Und dies nach einem Zeitplan, der dem sehr nahekam, den die II. Internationale später zum Kampfprogramm machte und den der Reformier Ernst Abbe zu Beginn unseres Jahrhunderts für menschlich-angemessen hielt: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung, acht Stunden Mensch sein. Max Weber meinte in den durch die Benediktinischen Klosterregeln disziplinierten Mönchen die ersten Europäer erkennen zu müssen, die ihr

Nur auf dem Boden
harter Arbeit bereitet
sich normalerweise der
Einfall vor.
Max Weber (1864-1920)

Leben rational führten und für einen höheren Lebenszweck nicht nur den Kultus pflegten, sondern für die Erlangung ewiger Seligkeit eben auch ganz irdisch arbeiteten. Diese Bindung mönchischer Arbeit an ihren christlichen Erwartungs-Kultus hat zu einer folgeschweren Umdeutung geführt. War es bis dahin völlig klar, daß alle Anstrengungen und Mühen dem Überleben der Gemeinschaft in fetten und mageren Jahren dienten, hieß es nun umgekehrt: Der Mensch lebt auf Erden, um zu arbeiten. Und irgendwie entsprach das ja auch der Alltagserfahrung arbeitender Menschen.

Durch die deutsche Sprachgeschichte könnten wir den kulturellen Erfolg dieses Erklärungsmusters verfolgen. Im Althochdeutschen war *arbeit* ein doppeldeutiges Wort: Es meinte sowohl die eigene Aktivität, sich mühen und anstrengen als auch die passiv zu ertragende Drangsal und Last. In dieser doppelten Bedeutung – sich abmühen und fronden wie auch Plage, Leid und Qual ertragen – ist es dem slawischen *rabota* verwandt, das Sklaverei und Knechtschaft bezeichnet und das auch Karel Capeks weltweit angesehener Neubildung *Roboter* zugrunde lag (»W.U.R. Werstands universal Robots« von 1920).

In der ständischen Gesellschaft des Mittelalters hatte ja jeder Stand sein vor Gott und der Standessitte zu verantwortendes Tun, seine Arbeit, wie es bald hieß. So bekam unser Wort angenehmere Akzente, als auch die Aktivitäten der frühesten Beamten, der Ritter und Ministerialen, die Turniere und Kämpfe, nun eine »ritterliche Arbeit« genannt wurden. Dann trug auch das Selbstbewußtsein des zünftigen Handwerks zur Aufwertung von Arbeit bei. So konnte schließlich so gut wie alles *arbeit* heißen, Gottes Tun wie das des Teufels, die Tat des Kaisers ebenso wie das Werkeln der Handwerker. Bei Luther finden wir die Rede von der fröhlichen Arbeit der Bauern, Knechte und Mägde, von der großen und gefährlichen Arbeit des Adels und von der sorgenreichen Arbeit der Bürger.

Und immer war *arbeit* gleichzeitig die Last (auch als jeweilige Standespflicht) und das Handeln, das Tätigsein, das Werk. Vergleichbares bieten andere europäische Sprachen, doch früh bildete sich eine Besonderheit des Deutschen: Es ist auffällig arm an Bezeichnungen für das speziell gekonnte Tun – immer wird es gleich Arbeit genannt.

So bekam das Wort langsam positive Tönungen und die Verkeh- rung von Zweck und Mittel gewann an Plausibilität: Der Mensch lebt auf Erden, um zu arbeiten. Max Weber hat, gegen Karl Marx argumentierend, auf die große Bedeutung der protestantischen Arbeitsethik für die Entstehung des Kapitalismus hingewiesen. Er sah in Luther den eigentlichen Veranlasser für die Trennung der Arbeit von der Sicherstellung sozialer Reproduktion: »Arbeite nicht aus Not, sondern aus Gottes Gebot.«

Zweifellos brachte die Reformation eine moralische Aufwertung der Arbeit und zugleich die Begründungen für ihre folgenreiche Entgrenzung: Nun sollte sie über das Notwendige hinausgehen. Calvin hat dem noch eine »theologisch sanktionierte Anweisung zum Reichwerden beigelegt« (Hund) und fertig war – nach Weber – die protestantische Ethik, aus der sich der Geist des Kapitalismus speiste.

Arbeit und deren Verteilung waren zweifellos eines der zentralen

Themen jener Zeit. Über eine gerechtere Verteilung der Lasten und Freiheiten wurde gestritten – im Bauernkrieg handfest, in den Utopien von Morus und Winstanley mehr intellektuell. Auch bei Luther finden sich dazu viele Äußerungen. »Denn daß die Ungleichheit auch in der Welt gefunden wird, daß der Herr im Haus mehr Güter hatt denn sein Knecht, und doch der Knecht mehr arbeiten muß denn der Herr, ... Das will Gott also haben« – ironischer Vorwurf oder die Bestätigung selbstverständlicher sozialer Differenzierung?

Die Ökonomisierung der Arbeitsauffassung

Doch die Dinge nahmen eine andere Wendung: Die negativen Folgen sozialer Ungleichheit sollten anders vermieden werden: (seit Bacon) durch die technisch optimale Beherrschung der Natur; sie steigert die Ergiebigkeit der Arbeit. Zugleich wurde der Gegensatz von Armut und Reichtum durch beider Ökonomisierung transformiert: Sie traten sich nun als Arbeitskraft und Kapital auf neue Weise gegenüber und bewirkten in geschichtlicher Stufenfolge gemeinsam die Vermehrung des Reichtums auf der einen und der jeweiligen Armut auf der anderen Seite (Fahrstuhl-Effekt). Allerdings war nun die Armut, die den Arbeiter zum Arbeiten zwingt, keine persönliche Eigenschaft mehr, sondern eine soziale Struktur: Er gehörte zur Klasse der Lohnarbeiter.

Als eine solche soziologische Kategorie bestimmten schon Ricardo und Smith die Arbeit und entdeckten in ihr zugleich die Quelle von Reichtum und Kultur, freilich mit notwendig unterschiedlichen Zugriffsmöglichkeiten. Diese Reichtumsproduktion durch (industrielle) Arbeit wird in der Folgezeit nicht angezweifelt, wohl aber die Verteilung der Arbeit wie die ihrer Resultate.

Für Marx war dann klar, daß die ökonomische Verfassung »Lohnarbeit« den Arbeiter daran hindert, die Arbeit überhaupt und auch seine eigene als »die Quelle allen Reichtums und aller Kultur« zu begreifen. Marx hat diesen bekannten Satz aus dem Gothaer Parteiprogramm zwar relativiert und auf die Natur als Ressource verwiesen, doch selbst hat er immer die produktive Arbeit in der materiellen Produktion vor Augen gehabt. Den umfassenderen Begriff der Lebensproduktion, mit dem er einmal alle menschlichen Aktivitäten zusammenschloß, die für das Fortbestehen menschlicher Gesellschaften unerlässlich sind, hat er nicht weiter ausgeführt. Er verweist zwar auf Hausarbeit, Kinderkriegen, Altenpflege, Sex, geselligen Verkehr, Gemeinwesenarbeit, Spiel usw., doch das bleibt alles weit jenseits seiner Beschäftigung mit Arbeit. Und da der (tote) Marx mit Sicherheit der einflußreichste Wissenschaftler war, hatte dies Folgen bis in die vergangene sozialistische Gegenwart.

Zwar haben Philosophen und Kulturtheoretiker aus den Marxschen Frühschriften wie aus den »Grundrissen« das überaus reiche Material zur individuellen Subjektivität herausgeholt, doch die politische Praxis, die sich auf Marx berief, blieb davon unberührt. Auch in den sozialistischen Gesellschaften wurde der Mensch wesentlich als eine Funktion seiner Arbeitsleistung gesehen, alle seine übrigen Lebensäußerungen in ihrer Beziehung darauf. Man sprach von der Arbeit und dem »übrigen Leben«. Als Sartre 1960 dem zeitgenössischen Marxismus »nichtvorhandenes Verständnis

Es ist der Sinn der Ideale, daß sie nicht verwirklicht werden können.
Theodor Fontane
(1819-1898)

menschlicher Realität« vorwarf, verwies er auf Plakate, die er 1949 in Warschau gesehen hatte: »Die Tuberkulose hemmt die Produktion.« Vielleicht ein etwas krasses Beispiel, und man mag sich damit trösten, daß dies nun auch ein zwingendes bot, etwas gegen die Tuberkulose zu tun. Aber es ist die falsche Denkrichtung, nach der der gesunde Mensch gebraucht wird, weil »sein Arbeitsplatz sein Kampfplatz!« ist. Es muß nicht erläutert werden, daß diese Kritik der Tuberkulose sich nicht von der Feststellung unterscheidet, daß allzuviel Tuberkulose die Lohnnebenkosten erhöht (und das Kapital unlustig macht, hiesige Arbeit zu verwerten).

Vielleicht besteht im Arbeitsverständnis ein kultureller Zusammenhang zwischen Luther, Calvin, Smith, Marx, Realsozialisten und den »Verwertungsinteressen des Kapitals«? Vielleicht ist ihr Blick auf den arbeitenden Menschen gar nicht so verschieden? Wir sollten uns da selbst prüfen, was wir von Menschen halten, die gar nicht arbeiten wollen. Was geht uns durch den Kopf, wenn uns an der Ecke ein gesunder Jungmensch anhaut: »Haste mal 'ne Mark, Alter?« Wie das – meine Mark habe ich mir doch schwer erarbeitet?

Mich hat schon früh überrascht, daß eine (zugegeben schwache) Traditionslinie des Sozialismus zu keiner Zeit irgendwelche Geltung erlangen konnte. Nur Spezialisten wissen, daß Fourier vorhatte, die notwendige Arbeit vergnüglich und damit auch attraktiv für alle zu machen; sie sollte nicht nur Reichtum produzieren, sondern durch den Wechsel der Arbeit auch die Bedürfnisse allseitig entwickeln. Marx hielt das (den sogenannten »Schmetterlingstrieb«) für »grisettenhaft naiv« und meinte, Arbeit könne nicht zum Spiel werden, das bleibe immer ein Reich der Notwendigkeit und die freie Kraftentfaltung liege jenseits davon (hatte er Schiller im Ohre: der Mensch ist nur dort ganz Mensch, wo er spielt?). Jedenfalls war für ihn damit Schluß der Debatte. Allerdings wagte sein eigener Schwiegersohn (Paul Lafargue) zu schreiben: »O Faulheit, Mutter der Künste und der edlen Tugenden, sei du der Balsam für die Schmerzen der Menschen.« Dafür hätte der Privatmann Marx ja noch Verständnis gehabt. Doch Lafargue ging die Sache grundsätzlicher an: »Eine seltsame Sucht beherrscht die Arbeiterklasse aller Länder, in denen die kapitalistische Kultur herrscht, eine Sucht, die das in der modernen Gesellschaft herrschende Einzel- und Massenelend zur Folge hat. Es ist dies die Liebe zur Arbeit, die rasende, bis zur Erschöpfung der Individuen und ihrer Nachkommenschaft gehende Arbeitssucht.«

Kirche, Schule, Militär, Fabrik und Markt haben die Besitzlosen (und nicht nur die) zum Aufgeben der traditionellen Genügsamkeit und simplen Genußorientierung verführt und sie dazu bewogen, Müßiggang und Faulheit zu verachten. Ihre positiven Werte wurden Fleiß, Strebsamkeit, Disziplin und Pflichterfüllung, sie betreiben ihre Arbeit so (schrieb Weber), »als ob sie absoluter Selbstzweck – ›Beruf‹ – wäre. Eine solche Gesinnung (und das hat Weber wohl richtig gesehen, d. A.) ist nichts Naturgegebenes. Sie kann auch weder durch hohe noch durch niedrige Löhne unmittelbar hervorgebracht werden, sondern nur das Produkt eines langandauernden Erziehungsprozesses sein.« (Weber)

Tatsächlich wurde die Arbeit zum allgemein anerkannten Grad-

messer für den Wert des einzelnen, sie bestimmte seinen Platz in der Gesellschaft, entschied über seine Geltung, Arbeit war so oder so für jeden die haltgebende Struktur seines Lebens. Doch seit Max Weber hat sich einiges geändert. Im Arbeitsleben verschwanden mehr und mehr die lebenslangen Berufe und festen Anstellungen. Zeitlich befristete Beschäftigungsverhältnisse nahmen zu, und berufliche Qualifikationen veralten inzwischen recht schnell. Jenseits der Krisenzyklen scheinen die Arbeitsplätze auf den ersten Blick sogar weniger zu werden, keiner kann sich mehr sicher sein. Die heutigen Gesellschaftsanalytiker sehen die soziale Geltung durch Arbeit verfallen und vermuten, daß die Wertschätzung des einzelnen inzwischen stärker von seiner Kultur abhängt.

Sollte es tatsächlich so sein, daß die Mitte des Lebens für viele inzwischen jenseits der Arbeit liegt? Zeitlich/räumlich von ihr getrennt? In der Freizeit etwa? Wie wir uns erinnern, hatte solche Erwartungen selbst der arbeitsfixierte Marx, die verbesserte »Maschinerie« sollte uns mehr disposable time bringen.

Gewinn an freier Zeit gleich Freizeitgesellschaft?

Das war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts reine Zukunftsmusik, war doch die Arbeitszeit gerade erst enorm ausgedehnt worden. Hatte die Arbeitszeit der vorindustriellen Gesellschaft mit dem jahreszeitlichen Wechsel geschwankt und war sie in den Städten als Zunftarbeit auf etwa 36 Wochenstunden begrenzt, so wurde das mit der kapitalistischen Lohnarbeit schlagartig anders. Herausgerissen aus dörflichen oder zünftigen Versorgungszusammenhängen mußten die Besitzlosen es hinnehmen, daß die Mehrarbeitszeit soweit wie möglich ausgedehnt wurde. Wochenarbeitszeiten von über 80 Stunden waren keine Seltenheit – das ganze Leben war so zur Arbeit geworden, der moderne Arbeiter geboren. Mit der Zunahme anspruchsvoller Maschinenarbeit mußte und konnte die extensive Ausbeutung aufgegeben werden, und die durchschnittliche Arbeitszeit sank von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und kam schließlich sogar in die Nähe vorindustrieller Zeitbudgets.

Das entsprach Prognosen des vorigen Jahrhunderts. Engels hatte die von Fourier angestrebte Verteilung der notwendigen Arbeit auf alle Gesellschaftsmitglieder rückblickend für unsinnig gehalten: Privilegierte und Eliten mußten notwendig davon frei sein, um die »gemeinsamen Geschäfte« der Gesellschaft zu besorgen. Mit der erwarteten »ungeheuren Steigerung der Produktivkräfte« aber sah er enorme Dispositionsmöglichkeiten für alle voraus, so daß ihnen »hinreichend freie Zeit bleibt, um sich an den allgemeinen Angelegenheiten der Gesellschaft – theoretischen wie praktischen – zu beteiligen.«

Marx hat erwartet, daß die Maschine als apparatgewordene Wissenschaft die lebendige Arbeit immer mehr verdrängen würde und dadurch die Mehrarbeit der großen Masse als Bedingung der Reichthumsproduktion überflüssig werde. Zugleich sah er darin die Chance gründlich veränderter Arbeitsanforderungen, die schließlich selbst das »reiche Individuum« hervorbrächten.

Doch was geschah? Kamen um 1885 auf eine Stunde Erwerbsarbeit gut zehn Minuten freie Zeit, so hat sich das Verhältnis inzwischen so stark verändert, daß auf eine Arbeitsstunde zwei Stunden

freier Zeit kommen (ohne Schlafenszeit). Von den 8.760 Stunden des Jahres werden nur noch 1.700 (19 Prozent) gearbeitet, der Rest von gut 7.000 Stunden muß selbst verwaltet werden. Ganz offenbar zieht schon rein quantitativ die Freizeit mehr Aufmerksamkeit und Ressourcen auf sich als die Arbeitszeit. Können nun auch alle Werktätigen in das von Marx prophezeite Reich der Freiheit wechseln?

Schon als vor gut zwanzig Jahren in den Statistiken die absinkende Kurve der Arbeitszeit die aufsteigende Kurve der Freizeit kreuzte, kam im Westen die Frage auf, ob die moderne Gesellschaft überhaupt noch als Arbeitsgesellschaft zu verstehen sei. Mit Hinweis auf den gleichzeitigen Anstieg des Lebensstandards der abhängig Beschäftigten und auf die hohe Aufmerksamkeit, die der Konsum der nun massenhaft verfügbaren Güter und Dienstleistungen verlangte, wurde vermutet, daß vor allem bei den nachwachsenden Generationen die Arbeit nicht mehr die Mitte des Lebens ausmachen werde. Es werde die Tendenz zunehmen, die Arbeit als einen Job abzumachen, der möglichst einträglich ist und eine erlebnisreiche Freizeit finanziere.

Eine der schauerlichsten Folgen der Arbeitslosigkeit ist wohl die, daß Arbeit als Gnade vergeben wird. Es ist wie im Kriege: Wer die Butter hat wird frech. Kurt Tucholsky (1890-1935)

Das war die Zeit, als mit der erstaunlichen Zunahme der Freizeitberufe auch eine eigene Freizeit-Wissenschaft entstand. Sie fragte, wie mit den Lasten und Pflichten der Muße umzugehen sei. Schnell war herausgefunden, daß die Menschen schlecht dafür gerüstet sind, ihnen Freizeit-Kompetenz fehle, der »Unterforderungslangeweile« in der Arbeit entspreche eine »Überforderungslangeweile« in der Freizeit (Bernd Guggenberger). Horst W. Opaschowski wies die Angst vor der Leere nach, denn der Wohlstandsbürger lebe in einer »Verpaß-Kultur« mit einer Konsumsteigerung bis zum Überdruß.

Die Arbeitsdressur habe jede Fähigkeit zur Muße getötet, Faulheit und Schlendrian unmöglich gemacht und der neue Reichtum an Gütern und Zeit werde nicht hedonistisch ausgekostet. Konsum von Zeit und Gütern wird als Anstrengung betrieben und erfahren: als gestaltende Arbeit am Körper, an der Persönlichkeit, am Lebensstil, an der Wohnung – alles in den jeweils modischen Trends liegend. Das Leben wurde zur Formfrage (was Udos noch immer nicht begriffen haben) – und dies keineswegs beschränkt auf die sogenannten Mittelschichten.

Etwas anders akzentuiert waren ähnliche Diskussionen im Osten. Von der Automatisierung und der WTR (wissenschaftlich-technischer Revolution) war Anfang der 60er begeistert die Rede, und es ging um die Chancen, die sozialen und kulturellen Unterschiede zwischen körperlich und geistig Arbeitenden aufzuheben. Begeistert lasen wir Norbert Wieners Bericht, wie aus der Radartechnik die Kybernetik entstanden war, die nun völlig neue Dimensionen der industriellen Automatisierung eröffnete. Der Mensch konnte jetzt erst wirklich (in unserem Sinne) neben die Produktion treten, statt ihr Hauptagent zu sein. Unverständlich waren uns Wieners Ängste, diese neue Technologie könnte den arbeitenden Menschen abwerten und die zu erwartende große Freizeit etwa falsch genutzt werden. Überhaupt erschien uns die technikfeindliche konservative Kulturkritik im Westen unendlich altväterlich-verstaubt, doch im »forum« hieß die von Rudi Bahro damals redigierte Folge

kesser Bekenntnisse zum technischen Fortschritt nicht (wie geplant) »Dämon Technik – bei uns kein Problem!«, sondern dann doch etwas vorsichtiger »Dämon Technik – bei uns ein Problem?«

Kybernetik war das Zauberwort, auch Walter Ulbricht und seine Berater dachten plötzlich in Regelkreisen, inputs und outputs und wollten die Gesellschaft als Großsystem vernetzter Teilsysteme regulieren. Dies freilich im Handbetrieb und so zeigte sich, daß der technische Fortschritt dann doch unser Problem werden sollte, weil die »Ersetzung lebendiger durch vergegenständlichte Arbeit« in vielen Produktions- und Dienstleistungsbereichen zwar stattfand, insgesamt aber viel zu langsam erfolgte und die von Norbert Wiener befürchtete Entwertung von menschlicher Arbeitskompetenz im Massenumfang gar nicht stattfand. Allerdings geschah das auch im Westen erst 25 Jahre später und unter dem Einsatz einer Kapitalkraft, die jenseits aller Möglichkeiten der DDR lag.

In der DDR hat aber etwas stattgefunden, was zweifellos zu ihrem Ruin beigetragen hat, in der jetzigen Situation aber des Erinnerns wert ist. Einsparung an lebendiger Arbeit wurde zum Teil dadurch aufgezehrt, daß der betrieblichen Arbeit Tätigkeiten angelagert wurden, die die strenge Rationalität effizienter Produktion relativierten und die Aufmerksamkeit in eine sozial-kommunikative Richtung lenkten. Auch übernahmen die arbeitsorganisatorischen Einheiten (Betriebe, Dienststellen, Institute usw.) eine Vielzahl unspezifischer Aufgaben (im sozialen, kulturellen und politischen Bereich), die sie von ihrer eigentlichen Aufgabe ablenkten. Wo Betriebe nach 1990 weiterbestanden, ist das selbstverständlich sofort wegrationalisiert worden. Aber Ostdeutsche haben noch die Erinnerung daran, daß es zwischen Arbeit und übrigen Leben keine scharfen Grenzen geben muß, daß da Übergänge möglich sind und es sinnvoll sein kann, sich auch jenseits der geforderten Leistungsbereitschaft in der Arbeit zu engagieren.

Man muß nicht darüber spekulieren, ob diese Art von Betriebsverbundenheit, bei der größere Bereiche des Alltagslebens an die notwendige Arbeit angelagert werden, kulturell vorteilhaft war. Kulturwissenschaftler hielten das schon länger für einen anfangs zwar notwendigen, dann aber immer schädlicheren Rückgriff auf vormoderne Kooperations- und Abhängigkeitsformen. Ähnliche Bindungen an den Betrieb hat es nach 1945 auch im Westen gegeben. Als Stammebelegschaften vorteilhaft waren, sind sie auch von der Unternehmensseite gefördert worden (etwa durch das umfangreiche Kulturwerk bei Siemens). Doch beide Seiten wollen das inzwischen längst nicht mehr. Arbeitnehmer wollen kein Deputat, auch kein kulturelles, sondern Geld (um selbst entscheiden zu können), Arbeitgebern vertrieb der schnelle Wechsel der Technologien die Lust auf anhängliche Stammebelegschaften.

Die Beschränkung individueller Entscheidungsmöglichkeiten ist übrigens ein Merkmal aller engeren Verbindungen des übrigen Lebens mit der Erwerbsarbeit. Das muß nicht als Bedrückung empfunden werden und kann sogar gesucht werden. Im Rückblick mögen solche Abhängigkeiten vielen Ostdeutschen fehlen. Und selbstverständlich verfügen sie über langjährig gebildete Erfahrungen, wie mit den für sie ungünstigen Seiten solcher Arbeitsge-

meinschaften umzugehen ist. Das dürfte sie ganz gut für Team-Arbeit und genossenschaftliches Zusammenwirken konditioniert haben. Sie finden leichter zu solchen genossenschaftlichen Formen, in denen Kapitalmangel durch gemeinsame Selbstaubeutung wettgemacht werden muß, wie auch zu jenen, die als gesinnungsgeleitete alternative Wirtschafts- und Lebensform betrieben werden. Allerdings wird in beiden Varianten die individuelle Zeitautonomie stark eingeschränkt.

Warum eigentlich arbeiten?

Bevor gefragt wird, was in der neuen Situation nach 1990 hinsichtlich der Erwerbsarbeit politisch sinnvoll zu fordern wäre, sollten wir uns noch einmal selbst versichern, warum wir es tun und uns ganz simpel fragen: Warum wollen wir eigentlich arbeiten?

Die erste Antwort ist selbstverständlich ganz einfach: Wenn wir über keine anderen Ressourcen für unser Leben verfügen, müssen wir es. Das beträfe gleich uns alle anderen Nichtbesitzenden, wohl 95 Prozent der Weltbevölkerung, wenn sie denn überhaupt Gelegenheit zur Erwerbsarbeit hätten. Auch von den restlichen fünf Prozent, die es nicht nötig hätten, arbeiten viele intensiv oder irgendwie, weil es in den modernen Industriegesellschaften eine kulturelle Norm ist, der sich selbst megareiche Müßiggänger unterwerfen.

Bleiben wir bei denen, die durch ihre soziale Stellung zur Erwerbsarbeit gezwungen sind. Brauchen sie die Arbeit über den Broterwerb hinaus? Offenbar sind sie kulturell so trainiert. Das wird deutlich, wenn wir nachschauen, was mit ihnen geschieht, wenn sie die Arbeit verlieren und dem Erwerbszwang nicht nachkommen können. Schon die erste große (immer wieder zitierte und durch viele weitere Studien bekräftigte) Untersuchung über die Arbeitslosen von Marienthal (1933) von Marie Jahoda und Paul Lazarsfeld kam zu zwei Ergebnissen:

Erstens gibt es, wenn unfreiwillig Arbeitslose ihre Situation als bedrückend empfinden, so gut wie keine Chance, sie umzustimmen. Ihre Erwerbsarbeit hatte für sie Funktionen, die durch keine andere soziale Beziehung ersetzbar sind. Alle Angebote, aus der arbeitsfreien Situation etwas zu machen, sie als Chance zu sehen, werden ausgeschlagen. Die habituell ausgeprägte Arbeitsauffassung ist von Bestand und kann nicht ausgelöscht werden.

Zweitens hängt diese Unersetzbarkeit mit den bestätigenden Erfahrungen in der Arbeitssphäre zusammen. Marie Jahoda nannte 1984 fünf grundlegende Erlebnisse in der Arbeitswelt, die – ungeachtet aller spezifischen Arbeitserfahrungen – unsere Subjektivität so strukturiert haben, daß wir mit der neuen Situation nicht mehr zurechtkommen können.

Erstens: Mit industrieller Arbeit ist ein charakteristisches Zeit-Erlebnis verbunden, das unseren Lebensrhythmus dauerhaft prägt.

Zweitens: Arbeit erweitert den sozialen Horizont (über Familie, Freunde, Nachbarschaft), ermöglicht Wissen über die Welt.

Drittens: Arbeitsteilige Kooperation macht Zusammenhänge bewußt; ermöglicht die Erfahrung kollektiver Kraftsteigerung.

Politik ist die Kunst, die Leute daran zu hindern, sich um das zu kümmern, was sie angeht.
Paul Valéry (1871-1945)

Viertens: Arbeit bestimmt viele andere Lebenschancen, konstituiert die soziale Identität.

Fünftens: Erwerbsarbeit erzwingt »regelmäßige, systematische Tätigkeit, deren Zweck über persönliche Zwecke hinausgeht und den Arbeitenden an die soziale Realität bindet«.

Vielleicht kann weitgreifender behauptet werden, daß in unserer Gesellschaft die Arbeit das entscheidende Mittel gesicherter Teilhabe am allgemeinen Lebensstandard (das meint alle Seiten des Lebens!) ist. Ob Arbeit als ein »anthropologisches Grundbedürfnis« (also aller Menschen) anzusehen ist, dürfte fragwürdig bleiben. Für einen Kulturhistoriker steht es außer Zweifel, daß dieses Bedürfnis sozialisationsbedingt ist. Der Anteil derer, die Arbeit unbedingt brauchen, weil sie darin ihren Lebensinhalt sehen, ist unter den Deutschen relativ groß (vermuten mehrere Autoren, Zahlen gibt es nicht). Die meisten können dem Arbeitszwang nicht entkommen, Arbeit ist ihnen offenbar Bürde und Lebensgerüst zugleich – aber: eine Verkürzung der Arbeitszeit dürfte für sie kein unüberwindbares Problem sein.

Rückgang der notwendigen Arbeit – was ist zu tun?

»Die Menschen werden in Zukunft weniger Arbeit und mehr Zeit haben. Wenn der Übergang freilich halbwegs gelingen soll, erfordert dies eine große kulturelle und politische Leistung.« (Warnfried Dettling) Mit dem Rückgang des Bedarfs an lebendiger Arbeit entstand ein gesamtgesellschaftliches Steuerungsproblem, das von einer Wirtschaftspolitik, die voll und ganz auf die Regulierungskräfte des Marktes setzt, eher ignoriert wird: die Sicherung und die Ausweitung von Beschäftigung durch Erschließung neuer Arbeitsfelder. Das ist unerlässlich, weil bezahlte berufliche Tätigkeit – Erwerbsarbeit – für die Mehrzahl der Menschen in diesem Lande die Voraussetzung für ein Leben nach den hier üblichen kulturellen Normen ist.

Vollbeschäftigung ist ein ideales Ziel. Es dürfte nach heutiger Vorstellung von Erwerbsarbeit aus vielen Gründen (technologischer Fortschritt, Dynamik des Wirtschaftslebens usw.) nicht erreicht werden. Über die wirklichen Ursachen für ausgrenzende Erwerbslosigkeit kann gestritten werden, aber als gesichert gilt, daß sie allemal nicht individueller Natur sind und darum nur gesamtgesellschaftlich behoben werden können. Durch ein sofort wirksames Ausgleichssystem und durch eine weitergreifende Strukturpolitik.

Wir sehen diesen unmittelbar wirksamen sozialen Ausgleichsapparat – der vor hundert Jahren zur Sicherung des inneren sozialen Friedens entwickelt worden ist – in einer Krise. Er setzt ja die florierende Erwerbstätigkeit voraus, und gerade diese Bindung des sozialen Ausgleichs an die Arbeitsleistung ist fragwürdig geworden. Eine über Steuern finanzierte soziale Grundversorgung könnte angemessener und gerechter sein. Vielleicht verschwände dadurch auch ein Teil der entwürdigenden Bürokratie heutiger Sozialhilfe (aber dann sind dort Arbeitsplätze in Gefahr!).

Geht es um weitergreifende Strukturpolitik, so verlangt das Ziel Vollbeschäftigung zuerst die Erschließung neuer Beschäftigungs-

Geschichte und Erfahrung lehren, daß die Kräfte der Menschen und ganzer Geschlechter schwinden, wenn sie dahingebbracht werden, zu glauben, es sorge jemand ohne ihr Zutun an Leib und Seele für sie.

Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1827)

felder im sozialen, kulturellen und ökologischen Bereich. Das ist keine neue Erkenntnis, schon vor einem Jahrzehnt hat Bernd Guggenberger die in diese Richtung gehenden Befunde zusammengefaßt: »Die Arbeitsgesellschaft hält die falsche Arbeit fest. Sie hat die Natur zerstört und das Soziale enteignet. Statt, wie bisher, die Arbeitslosigkeit einfach zu finanzieren, sollten wir endlich neue, noch nicht marktfähige Arbeit – vor allem in Umwelt und Sozialwelt – erschließen.«

Welche vernachlässigten Gebiete es dabei gibt, muß hier nicht aufgelistet werden. Die Investitionen dafür sind sicher nicht gering zu veranschlagen, doch sie liegen weit unter denen in der Wirtschaft. Es heißt, in den trendbestimmenden High-Tech-Industrien koste ein konkurrenzfähiger Arbeitsplatz inzwischen eine Million DM an Sachkapital-Ausstattung. Er ist hochproduktiv und entwertet viele andere.

Alle gegen die jetzige Regierungspolitik gerichteten Reformprogramme enthalten recht plausible Vorschläge für neue Arbeit. Sie können auf eine Reihe von Vorteilen verweisen, die die neue Arbeit bietet. Sie sagen,

erstens wie wichtig es ist, die sozialen Gefährdungen von Langzeitarbeitslosen und anderer von völliger Ausgrenzung bedrohter Gruppen durch neuartige Arbeitsangebote abzuwenden,

zweitens daß auf diese Weise gleich zwei Probleme (Arbeitslosigkeit und vernachlässigte Kultur-, Umwelt- usw. Arbeit) zu lösen wären,

drittens wie vorteilhaft es ist, damit eher wachstumsneutrale Arbeitsfelder auszubauen,

viertens daß dies den überlasteten Kommunen Handlungsspielräume gibt,

fünftens daß damit ein Typus von Arbeit gefördert wird, der anschaulich dem Gemeinwesen und der Wohlfahrt aller dient und geeignet ist, soziale Bindungen zu fördern.

Zur Erschließung neuer Betätigungsfelder gehört es, auch die Sozialpolitik als eine Zeitpolitik zu begreifen und sich stärker in der Ausbildung zu engagieren, die Arbeitszeit also arbeitsbezogen zu verkürzen. Letztlich sind ja auch die heutigen Massenuniversitäten – wie die Bundeswehr – arbeitsmarktpolitische Maßnahmen großen Stils. Nützlich wäre der weitere Ausbau der Universitäten, die ja einen beträchtlichen Teil der ins Erwerbsleben drängenden Jugend erst einmal mit Bildungsarbeit beschäftigten. Ich kenne keine Bilanz, aber sehr wahrscheinlich ist es für die öffentliche Hand kostengünstig, lange Studienzeiten zu honorieren und ein lebenslanges Studieren zu propagieren, das von einigen Phasen der Erwerbsarbeit unterbrochen wird. Aber jenseits solcher noch unwahrscheinlichen Lösungen wissen wir, daß es zunächst viel elementarer darum geht, mehr Ausbildungsplätze für junge Leute zu schaffen; erlangen sie keinen, sind sie in eine lebenslange Armut abgeschoben. Im Osten betrifft das gegenwärtig ein Drittel des Jahrgangs. Doch sollte sich dabei niemand von der gängigen Vollbeschäftigungsrhetorik täuschen lassen. Erwerbsarbeit für alle dürfte es nur geben, wenn die zentrale Lebensfunktion gerade dieser Erwerbsarbeit relativiert wird. Für jeden einzelnen wird es zu

einer neuen Mischung der Lebensphasen Ausbildung, Arbeit und Ruhezeit kommen. Dieter Kramer meint, wir müßten uns von dem trennen, was die künftige »Elastizität der Lebensweisen« behindert.

Unstrittig ist also, daß sofort eine Umverteilung von Arbeit nötig ist, vor allem durch massive Arbeitszeitverkürzung. Dabei geht es im Kern vielleicht darum, Zeit und Geld konvertierbar zu machen. Und gerade dagegen wirken kulturelle Widerstände, vor allem der hohe Druck inzwischen selbstverständlich gewordener konsumtiver Bedürfnisse. Diese konsumtiven Gewohnheiten lassen viele Erwerbstätige den individuellen Wert eines Zeitgewinns deutlich geringer veranschlagen, als sie den damit wohl zwangsläufig verbundenen für sie hohen Verlust an Kaufkraft bewerten. Zu solcher Verlustpolitik möchte sich öffentlich kein Politiker so recht bekennen, doch der Tausch von Zeit gegen Geld ist wohl unumgänglich.

Damit soll nicht den gegenwärtigen Sparpaketen das Wort geredet werden. Denn selbstverständlich ist es nicht einleuchtend, warum die heute noch Erwerbstätigen die Reduzierung ihrer Arbeitszeit mit einer Kaufkraftsenkung bezahlen sollen. Solche Forderung kann schon angesichts wachsenden Reichtums auf der Kapitalseite nicht einleuchten.

Die kulturell kritische Situation liegt darin, daß sich freie Zeiten zwar wachsender Wertschätzung erfreuen, deren forcierte Kommerzialisierung jedoch die Freizeit immer teurer werden ließ – und dafür muß eben viel gearbeitet werden. Wenn Politik diesem fatalen Aufschaukeln aus ökologischen und arbeitsmarktpolitischen Erwägungen gegensteuern wollte, dann müßte sie solches Freizeitverhalten attraktiv machen, das diesem Verteuerungstrend nicht unterliegt. In der Diskussion ist da die Förderung von Aktivitäten, die es alle schon gibt, wenn teils auch erst im Ansatz. Davon möchte ich zum Abschluß einige nennen.

An erster Stelle steht wohl das, was vielfach ohnehin zuerst geschieht, wenn die gewohnte Zeit-Mittel-Relation sich verschiebt: die Suche nach einer sogenannten einkommenssubstitutiven Freizeitnutzung. Diese informelle Arbeit ist den Ostdeutschen ja als Notlösung (vielleicht nur vermeintliche?) gut bekannt: Bau-Instandhaltungs-, Reparatur- und Erweiterungsarbeiten in der Wohnung, in Haus und Garten, an Auto und Garage. Das könnte durch Steuervorteile und Subventionen stärker begünstigt werden und so zur Arbeitszeitverkürzung anreizen.

Was Ostdeutsche meist nicht wissen: der Umfang dieser Arbeiten nach der Arbeit war in den vergleichbaren Sozialmilieus des Westens nicht unbedingt geringer. Das liegt sicher auch daran, daß informelle Arbeit in einigen Arbeitermilieus eine lange Tradition hat. Im Osten ist mit dieser Schattenwirtschaft ökonomisch wohl gerechnet worden, doch sozialwissenschaftlich wurde sie nicht untersucht. Im Westen (Oldenburg in Oldenburg) hat Siebel vor zehn Jahren dazu einen Forschungsbericht vorgelegt. (»Versorgungsstrategien von Arbeiterhaushalten in städtischen und ländlichen Lebenssituationen – Empirische Untersuchung zur informellen Ökonomie«) Verblüffend daran war für mich, wie ähnlich die Formen und Bedingungen außerbetrieblicher Arbeit denen in der DDR waren:

Es gibt Wichtigeres im Leben, als beständig dessen Geschwindigkeit zu erhöhen.
Mahatma Gandhi
(1869-1948)

- der Rückgriff auf soziale Netze, vor allem auf diejenigen, die durch den Betrieb gestiftet sind; aber auch: Verwandtschaft, Nachbarschaft, Vereinsbeziehungen;
- die Nutzung der betrieblichen Ressourcen an Werkzeugen, Maschinen, Material, technischen Fertigkeiten und Informationen
- und der Betrieb ist selbstverständlich auch die Einkommensquelle, die alle diese Aktivitäten erst ermöglicht (von Hausbesitz bis Materialkosten).

Schwerlich kann man darum außerbetriebliche Eigenarbeit den Arbeitslosen zum Ausgleich empfehlen! Und diese letzte Bedingung (ein festes Einkommen) warnt auch davor, andere Arbeit dieser Art als Ansatzpunkt einer tragenden Alternativökonomie zu sehen. Aber alles dies bedacht, dürfte sie neben einer zeitlich eingeschränkten formellen Erwerbsarbeit an Umfang und Bedeutung zunehmen.

Abgesehen von den Einsprüchen der Handwerkskammern (aus wirtschaftlichen Gründen), ist auch die kulturelle Bewertung dieser meist handwerklichen Tätigkeiten strittig. Favorisiert man eine verfeinerte Arbeitsteilung, die Expertenkultur, den technologischen Fortschritt, die ökonomische Rationalität oder den Sieg der proletarischen Revolution, so ist diese Schattenarbeit nichts anderes als kleinbürgerliche Eigentumsbindung, Handwerkelei, Notlösung, kulturelle Rückständigkeit. (Der in diesem Kontext aufgekommene Slogan »Selbstentfaltung durch Selbermachen« ist recht euphemistisch und paßt dann auch auf eine Einladung des städtischen Kommunikationszentrums zur Weihnachtsbäckerei).

Es kann dabei aber auch an Fouriers Schmetterlingstrieb gedacht werden oder an Marxens Version vom Wechsel der Arbeit: nacheinander Baumeister, Fischer, Jäger und kritischer Kritiker zu sein. Es kann die sozial-kommunikative Funktion hervorgehoben werden, die ja bis zum formellen Leistungstausch getrieben werden kann.

Ein zweites, eng mit der handwerklichen Haus- und Hofarbeit verbundenes, ausdehnbares Betätigungsfeld ist das Leben in der Familie, mit den Partnern und den Kindern. Um im Jargon der Arbeitsgesellschaft zu bleiben: die Beziehungs- und Erziehungsarbeit. Oder: der von der Marxschen Theorie vernachlässigte Bereich der Lebensproduktion. In einer Zeit, da es Frauen schwerer geworden ist, sich im Berufsleben zu behaupten, wage ich es kaum, von einer Aufwertung dieses Teils unserer Lebenszeit zu sprechen, weil dahinter schnell sexistische Absichten vermutet werden könnten. Es kann selbstverständlich nicht darum gehen, den zwangsweise arbeitslosen Frauen nun die Schönheiten des Hausfrauendaseins zu preisen. Es geht um befriedigende und erfüllende Tätigkeiten für Frauen und Männer unter der Voraussetzung, daß für alle sich die Zeiten für Erwerbsarbeit verkürzen. Auch preise ich die Familie nicht, weil ich etwa glaube, daß sie geeignet wäre, die Schicksalsschläge der Risikogesellschaft abzufangen. Darum müssen alle Vorstöße zu solchen neuen/alten Tätigkeitsfeldern mit den rechtlichen, finanziellen und anderen Absicherungen solcher Rückzüge aus dem Erwerbsleben beginnen und dürften auf keinen Fall bei ihrer moralischen Aufwertung stehen bleiben.

Die Freiheit ist ein Luxus,
den sich nicht jedermann
gestatten kann.
Otto von Bismarck
(1815-1898)

Für den dritten Bereich jenseits der Erwerbsarbeit muß das auch gelten – für die Ehrenämter. In der DDR waren ja etliche bezahlte Tätigkeiten ihrer Natur nach ganz oder teilweise das, was damals gesellschaftliche Arbeit hieß; bornierte Kritiker des Realsozialismus nennen das heute eine »verdeckte Arbeitslosigkeit« und können darin Zukunftsweisendes nicht einmal vermuten. Gegenwärtig sind im Osten wie im Westen ähnlich viele Menschen in Vereinen, Organisationen und freien Initiativen tätig und leisten dort wichtige Arbeiten, obwohl das alles selbstverständlich zu den Freizeitaktivitäten gezählt werden muß.

Häufig sind gerade diese Tätigkeiten jenseits der Erwerbsarbeit für den einzelnen bedeutsam. Sie geben ihm öffentliches Ansehen, ermöglichen soziale Kontakte, verlangen nicht nur eine entsprechende Kompetenz, sondern auch eine kontinuierliche Bindung und – was vielleicht am wichtigsten ist – hier kann der einzelne in freier Wahl etwas Unverwechselbares leisten und sein. Solche Aktivitäten sollten gleichfalls als neue Arbeitsform verstanden und entsprechend honoriert werden. Im Zusammenhang mit dem Bürgergeld wird das ja diskutiert, mehrere PolitikerInnen haben dafür Rentenansprüche gefordert.

Viertens und letztens die Kultur. Hier aber droht mein Bericht auszufern, weil es mich selbstverständlich dazu drängt, von den Segnungen aller Arten von Kulturarbeit zu schwärmen, zu denen die Verminderung der Erwerbsbelastungen uns Gelegenheit bieten würde. Das wäre für den hier versammelten Kreis jedoch nichts Neues, und so möchte ich nur meine Verwunderung über eine geradezu gegenläufige und kontraproduktive Politik ausdrücken, die allenthalben an der Kultur sparen will. Auf die Krise der Erwerbsarbeit wäre doch mit einer schnellen und starken Erhöhung der Kulturausgaben zu reagieren. Ich meine damit nicht, daß die sogenannten Highlights der Elitenkultur unbedingt mehr Unterstützung brauchen. Eher wäre das vielgestaltige Korps jener zu vergrößern, das uns zum spielerischen Genuß der frei gewordenen Zeit animieren können und uns in neue Gemeinschaftsbeziehungen einzubinden vermögen. Das ist eine schwierige Kunst, sie verlangt hohe Professionalität des einzelnen und ist nur als Gesamtwirkung eines reich differenzierten Kulturlebens denkbar. Wie wir aus der Statistik wissen, ist das von allen Humandienstleistungen die billigste, was da heute im Durchschnitt verdient wird, liegt noch unter der gerade diskutierten sozialen Mindestversorgung.

Leben – es gibt nichts
Selteneres auf der Welt.
Die meisten Menschen
existieren, weiter nichts.
Oscar Wilde (1854-1900)

Versuch eines Resümées mit Ausblick

Ich will ein Resümee versuchen: Was also wäre zu tun, um neue Arbeit zu schaffen und neues Arbeitsdenken anzuregen? *Erstens* wäre das Arbeitsvermögen auf dringend zu erledigende soziale, kulturelle und ökologische Aufgaben zu lenken. *Zweitens* muß die Ausbildung für alle gesichert werden; die Bildungszeiten wären zu verlängern. *Drittens* sollten soziales Engagement und die Ehrenämter gefördert werden. *Viertens* sind Arbeit und Zeit umzuverteilen, und es müßte auch die Zeit zur Leistungsverrechnung herangezogen werden. *Fünftens* sollten mehr Zeit-Räume jenseits von Fremdbestimmung und Verwertungszwang geschaffen werden

– Gelegenheiten für Müßiggang und Spiel, für soziales Engagement und nützliches Tun. Und *sechstens* schließlich müßten wir alle selber umlernen. Wissenschaftler gehören meist zu den freiwilligen Vielarbeitern, und schon darum liegt es mir fern, die Arbeits-Hochleistung in Frage zu stellen. Dennoch sollten wir häufiger jenseits davon Muße erproben. Unserer Skepsis, ob dies denn zusammenpasse, steht eine kulturgeschichtliche Erfahrung entgegen. Überall dort, wo Menschen ihr Leben selbst in Regie nehmen konnten, haben sie sich überwiegend für einen wechselnden Rhythmus entschieden. Sie ließen auf Phasen harter Anstrengung, von Hochleistung und strenger Zeitökonomie dann Zeiten süßen Nichtstuns, passiven Genießens und entlastenden Spiels folgen.

Ob wir dazu schon fähig sind? Ein Kriterium der Selbstprüfung könnte sein, wie wir uns zu jenen verhalten, die – aus welchen Gründen immer – sich nicht mehr in die Leistungsgesellschaft integrieren wollen oder können. Selten sind sie freiwillig in die Lage von Stadtstreichern, Obdachlosen, Nichtseßhaften geraten, aber: Sie wollen keinen Arbeitsplatz beanspruchen, widerstehen den Konsumzwängen, wollen von wechselnden Moden nichts wissen und zwingen uns durch ihr demonstratives Aussteigen, über den Sinn von Arbeitsethos und Konsumgier nachzudenken. Wir sehen sie schnell als bedauernswerte Opfer des unmenschlichen kapitalistischen Systems. Dabei übersehen wir leicht, daß wir in diesem Urteil mit den Protagonisten dieser Gesellschafts-Unordnung durchaus übereinstimmen: Diese Menschen passen in die konsumorientierte Leistungsgesellschaft ebensowenig hinein, wie die Autonomen und die Fixer von ihr akzeptiert werden können. Gerade die Ostdeutschen begegnen solchen Elendsgestalten mit Angst und Abscheu, symbolisieren sie doch die Gefahren ihrer neuen Lebenssituation. Diese kulturelle Distanzierung ist durchaus verständlich. Fragt aber ein Kulturforum danach, ob und wie ein Leben ohne Arbeit möglich wäre, sollte auch an die kulturelle Tradition der Verweigerer, Anarchisten, Vagabunden, Wanderprediger, Arbeits- und Obdachlosen erinnert werden. Rechte wie linke Saubermänner denken über sie ganz ähnlich, schon die eher harmlosen Wagenburgler wurden mit dem Hinweis verjagt, sie machten sich auf Kosten der Steuerzahler ein buntes Leben und stellten überdies eine Gefahr dar! Hausbesetzer werden rausgeschmissen, weil eine deutsche Hauptstadt nur von Menschen bewohnt werden darf, die tüchtig, leistungsbereit, ordnungsliebend und sauber sind.

Aber müßte zeitgemäße Arbeitsmarktpolitik nicht umgekehrt alle realen und symbolischen Formen von Leistungs- und Konsumverweigerung öffentlich honorieren? Sollten die Stadtverwaltungen nicht vor allen Bürokratenpalästen, Banken und Konsumtempeln der Stadt beheizte Bänke und Buffets für Stadtstreicher und andere Verweigerer aufstellen – als einladende Geste, als ständige Mahnung für uns und meinetwegen auch zum Ruhme des Sozialstaats?

Allerdings dürften solche Signale kaum ausreichen, geht es doch um ein neues Kulturverständnis, in dem die Lebenschancen ausgedrückt werden, die wir der enormen Produktivitätssteigerung verdanken. Aber eine neue Lebenskultur bildet sich erst in den tatsächlichen Wandlungen der Lebensweise, bei Förderung lokaler

Arbeit ist eines der Verfahren, durch die A dem B Eigentum erwirbt.
Ambrose Bierce
(1842-1914)

Ökonomien, mit neuen Formen der Arbeitsteilung und des Leistungsaustauschs, durch Erneuerung der Demokratie von unten, durch fürsorgliche Kommunen, die Bürgerengagement sinnvoll werden lassen und die Wiederaneignung des Sozialen wie der Kultur zulassen.

Die Trends laufen in die Gegenrichtung. Die Wirtschaft scheint sich wenig um die Bedürfnisse des Volkes zu scheren. Vergeblich mahnen Politiker die Sozialpflichtigkeit des Kapitals an. Die Neoliberalen geben den Ton an und wollen ohne Rücksicht ihre wirtschaftlichen Interessen durchsetzen. Vielleicht ist es auf die Dauer nicht sehr erfolgreich, dagegen die alten Formen des Sozialstaats bewahren zu wollen. Vielleicht muß mit einer »Politik der Lebensführung« (Anthony Giddens) geantwortet werden, die damit rechnet, daß immer weniger Menschen die überkommenen und scheinbar festen Institutionen einfach akzeptieren und immer mehr sich sozial reflexiv verhalten, überlegen, auswählen, mitwirken wollen und sich nicht einfach unterordnen.

Für solchen Lebenswandel bringen die arbeitsamen, ordnungsliebenden und auf Sicherheit bedachten Ostdeutschen vielleicht sogar einige günstige Eigenschaften mit. Neben ihren aktuellen Erfahrungen mit der Vorläufigkeit scheinbar fester Institutionen, könnten das ihre solidarische Grundhaltung und ihr basisdemokratisches Reformdenken sein. Und hatte nicht das breite Spektrum sozialer und kultureller Zuwendungen in der DDR auch den Zusammenhang von Leistung und Anspruch mitunter etwas verwischt? Können sie darum die heutige Gesellschaft nur schwer als ein Profitsystem verstehen? Hätten sie sie darum lieber als eine soziale und kulturelle Gemeinschaft? Es bleibt abzuwarten, ob sie das eher untüchtig im Lebenskampf macht oder ob es schneller die Balance finden läßt zwischen individueller Autonomie und gegenseitiger Abhängigkeit, ob sie die eigene Emanzipation und die Verantwortung für andere leichter in ein ausgewogenes Verhältnis bringen werden.